Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 15

Artikel: Der blaue Diamant [Fortsetzung]
Autor: Kürenberg, Joachim von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754016

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joachim von Kürenberg

Der blaue Diamant

DIE GESCHICHTE EINES STEINES

1. Fortsetzung.

Copyright by Orell Füßli Verlag, Zürich, 1938

Der so verflucht ist, flieht über Sturzbäche und Geröll des Hochlandes, von Dornengestrüppen zerrissen, mit blutigen Füßen dem Meere zu, gejagt von den fanatischen Bewohnern und den wilden Garden des Râjâ.

Am Abend gelangt Tavernier in die Hütte eines Einsiedlers, nicht weit vom Vorgebirge Karaja; gierig stürzt er das langentbehrte Wasser aus dem Hammelhautschlauch herunter und genießt gierig den gesösteten Mais, um schon nach kurzem Verweilen von dem einsamen Manne zu scheiden, der nichts ahnt von dem, was sich jenseits des Gebirges ereignet hat.

Um den Verfolgern die Suche zu erschweren und die Spur zu verwischen, wagt Tavernier an der steilsten Stelle des Kaps den Abstieg. In einem ledernen Beutel unter dem zerrissenen Hemd hat er den kostbaren Stein verborgen; bei jeder Felsenstufe schlägt er ihm warnend an die Brust, bezeugend zugleich, daß er noch da sei. Jeder Sprung abwärts bedeutet Gewinn und vergrößert die Entfernung von dem gefährlichen Land, auch die Aussicht, den Verfolgern zu entrinnen.

Letzte Gefahren sind noch zu überwinden, auszuweichen den aus dem Dickicht drohenden, flackernden Katzenaugen oder der im Laub raschelnden Abgottschlange.

Wie ein Gruß aus einer anderen Welt hört er endlich das ferne Brausen: die Brandung des Meeres; tief unter ihm liegen am Strande verstreut Fischerhütten, kenntlich an weit ausgelegten, kleinen Bambuslaternen, um die neugierigen Fische anzulocken.

Als die Sonne sich anschickt, aus den Wogen des Indischen Ozeans aufzutauchen, erreicht Tavernier bei Nariyâna den Strand.

In der Nähe dieser Hütten findet er einige Fischer, die vor der Ausfahrt im Sand knien, den Segen ihres Gottes Manu zu erflehen, wobei sie am Schluß des Gebets die Worte murmeln:

«Der Mensch wird geboren und ist nichts!
Der Mensch lebt und erreicht nichts!
Der Mensch stirbt und zerfällt in nichts!
Gerechtigkeit bleibt und die ist alles!»

Steine auf den König.

«Ich komme mir vor wie der Löwe in der Fabel des La Fontaine», seufzt der greise Ludwig XIV., wenn er tagsüber in seinem Sessel am Kamin sitzt, neben sich die Maintenon, anscheinend mit einem Buch beschäftigt, in Wirklichkeit aber auf jeden Satz horchend, den der Alte spricht oder der Minister vom Pliant vorträgt.

Eifersüchtig auf seine Selbständigkeit, mißtrauisch in jeder Hinsicht, duldet es der Siebenundsiebzigjährige nicht, daß man ihm hineinredet, wobei diese Frau, die neben ihm im Laufe der Jahre mitgealtert ist, nicht ausgenommen bleibt. Noch immer hat ihr eingefallenes Gesicht jene feine marmorne Blässe, die sie als Mädchen schon ausgezeichnet hatte; noch immer flackern unter ihrem schneeweiß gewordenen Haar die lebhaften Augen, wie früher in frommer Glückseligkeit zum Himmel aufgeschlagen oder in schmerzvollem Verzicht zu Boden gesenkt. Was sie wirklich denkt, spricht sie nur einem gegenüber aus, ihrem Beichtvater: «O! Welch eine Marter, einen Menschen vergnügen zu müssen, der keine Empfänglichkeit mehr für Vergnügen besitzt!»

Den Sinn für Vergnügungen hat der alte König allerdings verloren. Wenn er die 72 Jahre seit seiner Krönung überblickt, so kann er nur mit Verbitterung feststellen, wie überallhin ihm der Undank gefolgt ist. Hatte er nicht in diesen Jahrzehnten Frankreich groß und mächtig gemacht, unvergeßliche Siege errungen bei Chiari, Höchstädt, Ramilies, Turin und Oudenarde!

In offenen Feldschlachten hatte er seinen Feinden gegenübergestanden, im Kleinkrieg aber sich daheim mit den gefährlicheren Widersachern herumgeschlagen — mit den eigenen Verwandten.

Der König hat genug von diesen Geschichten, er will nichts mehr davon hören, so daß er tagelang im Bett bleibt und sich sofort die Ohren zuhält, sobald jemand versucht, ihm von diesen Mordgeschichten zu erzählen.

Mord ist auch sonst das Wort des Tages. Eine besondere «Giftkammer» hat man in Paris einrichten müssen, um alle die aburteilen zu können, die im Verdacht stehen, dem König nach dem Leben getrachtet zu haben.

In ständiger Angst, eines unnatürlichen Todes sterben zu müssen, entschließt sich der König endlich, sein Testament zu machen. Die Stimmung, die ihn dabei beherrscht, ist keine glückliche. Angewidert von so viel Lieblosigkeit, die ihn umgibt, verfällt er in Trübsinn. So findet ihn auch die Königin von England, die besuchsweise in Versailles weilt und von ihm das Geständnis zu hören bekommt: «Man hat mich so lange gequält, bis ich aus Verzweiflung, um mir die Ruhe zu erkaufen, das Testament gemacht habe. Sinnlos bleibt es doch, denn solange wir Könige leben, vermögen wir wohl alles, was wir wollen; nach dem Tode aber sind wir ohnmächtiger als jeder kleine Bourgeois. Man braucht nur daran zu denken, was aus dem Testament meines hochseligen Vaters und so vieler anderer Könige geworden ist!»

Mit solchen trüben Gedanken schickt sich der König an, von der Welt Abschied zu nehmen; dieses Scheiden wird ihm auch weiterhin leicht gemacht: eine Schwiegertochter, die zwergenhafte, extravagante Herzogin du Maine, Tochter des Prinzen Condé, unglücklich darüber, mit einem Bastard verheiratet worden zu sein, tritt phantastisch bunt angezogen an das königliche Bett, um dort im Anblick des Sterbenden in ein hysterisches Gelächter auszubrechen: «Man sagt, Gott habe Eure Majestät uns gegeben, ach, wenn er Sie nur recht bald wieder zurücknehmen möchte!»

Mit der gleichen Frechheit benehmen sich auch die Kammerherren, die am Sterbebett Wetten abschließen, ob der König wohl den ersten September noch erleben werde. Ja, der König muß sogar mit anhören, wie hinter dem Bettschirm der englische Gesandte seinem österreichischen Kollegen zuflüstert, er halte bereits den Kurier reisefertig zur Ueberbringung der Todesnachricht an den Hof von St-James. Das in Versailles vielgelesene «Amsterdamer Journal» enthält täglich Berichte über den Zustand des Königs mit beschimpfenden Randbemerkungen, so daß Torcy sich weigert, diese Artikel dem König vorzulesen.

Auf die an die Aerzte gerichtete Frage, wie lange er noch leben werde, erhält der König keine Antwort; die Leibärzte Blouin und Fagon wenden sich ab, um keine Antwort erteilen zu müssen. Nur Maréchal, der ihn nie belogen hat, der einzige aufrichtige Mann an diesem Sterbebett, sagt ehrlich seine Meinung: «Wenn Eure Majestät mir erlauben, den Brand — denn ein solcher ist es — mit Lanzettenstich zu behandeln, was allerdings sehr schmerzhaft ist, so werden Eure Majestät noch bis Mittwoch leben!»

«Mittwoch!»

Nach furchtbaren Schmerzen bei dieser Operation tritt ein wenig Linderung ein, so daß man glaubt, noch einen alten Brauch aus Zeiten des heiligen Chlodewig durchführen zu können: einige Kropfleidende werden an das Bett des allerchristlichen Königs geführt, um durch Handauflegen des Sterbenden geheilt zu werden. Schon verkündet die Stimme des Groß-Almoseniers: «Le roi te touche, Dieu te guérisse!» jedoch die Hand streckt sich nicht aus, der König ist nicht mehr fähig dazu.

Eilig wird der Kardinal Prinz Rohan geholt; doch die umständlichen Zeremonien halten den Zug auf, weil unter anderem die vorgeschriebenen Fackeln fehlen. So vergeht eine Stunde, bis sich endlich unter großem Vorantritt der Kardinal mit der heiligen Hostie und dem geweihten Oel nach dem Sterbezimmer begeben kann.

Es ist die Mitternachtsstunde zum 1. September 1715; der König überlebt sie. Erst gegen 8 Uhr morgens beginnt das Röcheln, dann sinkt er zusammen, ganz, und während sein kleiner Enkel, der Dauphin, an ihn die Frage stellt: «Quoi donc les rois meurent-ils?» stirbt er.

Keine Träne wird vergossen. Beim Ableben Ludwigs XIII. hatte Anna von Oesterreich ihrem Sohne gesagt: «Beim Tode Heinrichs IV. weinte man, leider lachte man beim Tode deines Vaters!» Frankreich lacht auch jetzt. Gerade haben die Pariser noch ein schlechteres Brot aus dem Mehl von Hülsenfrüchten erhalten, was ihre Abneigung gegen den verschwenderischen König nur weiter gesteigert hat. Darum jubelt nun auch die Bevölkerung auf, denn jetzt werden andere, bessere Zeiten kommen. Musik erschallt in den Straßen und auf den Plätzen tanzt man, während sich bereits der Trauerzug der Stadtgrenze nähert. Niemand weiß, durch welche Straßen der Sarg getragen wird, denn dies ist auf Befehl des Polizeipräfekten von Paris, d'Argenson, geheimgehalten, da er sonst, wie er in Versailles erklärt hat, für nichts einstehen will.

Aber dennoch verbreitet sich um Mitternacht wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß der Leichenwagen in der Rue de Grenelle gesehen worden sei. Es ist ein so armseliger, nackter Aufzug, daß zunächst niemand glauben will, dem toten König Ludwig XIV. auf seinem letzten Wege zu begegnen, «dem Sonnenkönig», «Apollon», wie ihn die Welt einst genannt hatte. Kein Minister, General oder Höfling begleitet den Sarg, nur ein einziger Wagen folgt, in dem allein der Herzog von Bourbon sitzt, schweigend inmitten dieses Straßengetümmels von Paris, das einem Jahrmarkt gleicht.

D'Argenson hat es auch nicht verhindern können, daß sich vor der Kirche Notre-Dame einige tausend Menschen versammelt haben, die betrunken, johlend den Sarg des verhaßten Königs auf ihre Weise begrüßen wollen. Schimpfworte fallen, als der Leichenwagen endlich sichtbar wird; einige Weiber wollen an den Sarg heran, aber es genügt ein Peitschenschlag des Kutschers, um sie zu verscheuchen. Andere greifen zu Steinen, die einem Hagel gleich auf den Sarg niederprasseln. So bleibt dem Kutscher nur übrig, die Pferde in Galopp zu bringen und unter dem Geheul der Menge mit dem hin- und herschwankenden Sarg eiligst in den Kirchhof einzufahren. Erst als sich das Gittertor geschlossen hat, ist der tote König geborgen und kann seine letzte Ruhe finden.

Unbefriedigt, nicht mehr erreicht zu haben, wälzt sich die Menge zurück über die Seinebrücke in die Innere Stadt, zum Louvre, wo klirrend die Fensterscheiben hinab aufs Pflaster fallen. Von dort schiebt sich die Menge vor bis zur Place Carrousel, zum Denkmal Ludwigs XIV.; schnell fliegen Stricke um die Bronze, und von hundert Händen gezogen stürzt das Standbild vom Postament.

Während sich dieses in Paris abspielt, jagt von Schloß Sceaux eine Karosse mit drei Insassen zum Palais de Justice; die Herren darin tragen nicht etwa, wie die strenge Etikette es vorschreibt, Trauerkleider, im Gegenteil, die bunten Staatsröcke, in denen sie sich recht wohlzufühlen scheinen, denn lachend und scherzend steigen sie, von ihren Fackelträgern begleitet, die Freitreppe hinauf: der Herzog von Orléans, der dem «Bastard» zuvorgekommen ist, der Minister Voysin und der erste Präsident und Generalanwalt der Krone: Pilatte. Jeder von ihnen hat einen Schlüssel, die alle drei nur gemeinschaftlich das Schloß des eingemauerten Faches im Sitzungssaale öffnen können. Darin liegt das Testament des Königs Ludwigs XIV. von Frankreich, über das nun entschieden werden wird, nämlich, ob es verschwinden oder Geltung haben soll.

«Schreiben Sie», befiehlt Pilatte nach der Oeffnung des Faches seinem Geheimaktuar: «Wir fanden heute am 8. September 1715 um Mitternacht im Schrein, eingemauert im großen Sitzungssaal des Justizpalastes, das bezeichnete Fach und in diesem folgende seiner nunmehr hochseligen Majestät gehörende Wertsachen: Erstens ein mit den Siegeln des Königs versehenes Kuvert, enthaltend sein politisches Testament, dann zweitens eine Mappe mit Dokumenten betreffend verschiedene Liegenschaften, dazu drittens ein Etui, enthaltend ein Diadem aus Brillanten und Rubinen, viertens die Krone von Navarra aus Gold, Saphiren und Perlen, dann fünftens: einen einzelnen, blauen Stein seltsamen Glanzes, angeblich aus Indien . . .»

Die Vermählung mit dem Meer.

Christi Himmelfahrt! — Ein sonnig blauer Morgen lacht über der Lagunenstadt, vergoldet mit strahlendem Sonnenschein den aufragenden, blinkenden Wald von Turmspitzen und durchflutet mit glitzerndem Schimmer das Marmorlaub der durchbrochenen Campanili.

EINE HERVORRAGENDE SUPPE FÜR DIE FESTTAGE...

Wer möchte an Festtagen nicht eine besonders gute Suppe auftischen ohne lange kochen zu müssen? Man will feiern und festen!

Maggi's Flädlisuppe, hergestellt aus feinster, gehaltvoller Fleischbrühe und zarten Eier-Omelettenstreifchen ist die gegebene Festtagssuppe.

Nur mit kochendem Wasser überbrühen und 2 Minuten ziehen lassen!

MAGGI's FLÄDLI SUPPE!

Anita Louise, Star of Warner Brothers Pictures, appearing in „The Co-Getter".

Durch IRIUM erstrahlen Ihre Zähne in neuem Glanze

Pepsodent allein enthält IRIUM, welches auf erstaunliche Art den Zähnen ihren natürlichen Glanz zurückgibt.

Der Gebrauch von *Pepsodent* mit IRIUM stellt die neue moderne Methode dar, den matten, klebrigen Film zu entfernen – die Zähne strahlen in neuem Glanze, und der Mund bleibt frisch und rein. Zufolge IRIUM ist Pepsodent-Zahnpaste so wirksam, daß schon nach einmaligem, tüchtigem Bürsten der Schmelz Ihrer Zähne reiner und glänzender sein wird als je zuvor.

Verwenden Sie Pepsodent – die große Tube ist vorteilhafter. Die mit „super-soft" bezeichnete Pepsodent-Zahnpaste enthält IRIUM.

PEPSODENT-Zahnpaste

sie allein enthält IRIUM

Gratistube für 10 Tage

Dr. Hirzel Pharmaceutica (Dept. 46), Zürich, Stampfenbachstr. 75
Senden Sie mir gratis und franko eine Tube PEPSODENT, welche IRIUM enthält.

Name: .....

Adresse: .....

Die Mode verlangt einen eleganten Schnitt, der praktische Sinn der Frau will etwas haltbares. Yala bietet beides: Eleganz und Haltbarkeit. Drum tragen auch immer viele Frauen Yala-Tricotwäsche.

Wer Yala trägt, der weiss warum

FABRIKANTEN: JAKOB LAIB & CO., AMRISWIL (THG.)

Rosengirlanden winden sich sogar um den ernsten, massigen Porphyrbau des Dogenpalastes, um die Säulen, zwischen denen sonst die Todesurteile der Republik verkündet zu werden pflegen. Auch der fein gegliederte Giebel der Porta della Carta verschwindet heute fast unter Mimosenbüschen, unter dem sich bereits der Hohe Rat Venedigs zu sammeln beginnt. Gemessen treten die Senatoren aufeinander zu, tauschen Höflichkeiten aus und besprechen die soeben in San Marco gehörte Festtagspredigt.

Auf ein Zeichen des Messer Grande bildet sich der Zug der Senatoren, von ihm über die teppichbelegte Piazzetta zum Molo geführt, wo die Prunkgaleere der Republik, der «Bucentoro», liegt. Hier am Canale Grande wetteifern die alten Palazzi miteinander, sich die prächtigste Fassade zu geben und kostbare Teppiche, alten Damast und Samte zur Schau auszulegen, der in schweren Falten von Purpur und Violett über die weißen Marmorquadern niederwallt.

Dicht sind die Ufer des Bacino mit freudig erregten Menschen besetzt, besonders mit Frauen, die sich das Warten durch Stricken zu verkürzen suchen, die jüngeren auch durch die furlana, einen groben, ländlichen Tanz, den ihnen die Burschen drüben von Treviso gelehrt haben.

Kein Maler kann dieses in Farben aufglühende Bild wiedergeben, auch selbst wenn er wie Paolo Veronese den Pinsel in flüssiges Ambra und aufgelöste Perlen tauchen wollte. Es ist Venedig, «das einzigartige Sybaris Europas», die Stadt des Geistes, der Verderbnis, der Eleganz, der Unbekümmertheit und der Feste, das wieder sich einmal anschickt, zu feiern und gleich vierzehnTage lang.

Jetzt kommt am Molo Bewegung in die Massen, der Doge Francesco Morosini naht; er trägt die große Staatstracht: die golden und silbern durchwirkte Dalmatica mit dem hermelingefütterten Brokatmantel und die Batistmütze, die er selbst in der Kirche nicht abnimmt.

«San Marco! — San Marco!» Das ist der alte Schlachtruf Venedigs, der ihm jubelnd entgegenklingt, als er durch die Reihen schreitet und den «Bucentoro» betritt.

In diesem Augenblick lichten die Matrosen aller im Bacino liegenden Schiffe singend die Anker, wie ihre Vorfahren einst singend die Pfähle einschlugen, auf denen nun ihre Stadt steht.

Sogleich setzt sich die Prunkgaleere des Dogen an die Spitze, gefolgt von dem unabsehbaren Gewoge der Barken, voran die Gondeln der Patrizier mit vergoldeten Rudern und dem wappengeschmückten Rostro, die Gradenigo mit der silbernen Leiter, die Mocenigo mit dem Rosenzweig und die Morosini mit der breiten Silberbinde. Hauchdünne Schleier wehen grüßend aus den mit Kissen belegten Booten, in denen schöne Frauen unter Damasten, Pelzwerken, bunten Federn und Bändern, Schärpen, Flitter und Fächern fast ganz zu verschwinden scheinen.

Als der «Bucentoro» bei San Nicoletto das offene Meer erreicht, schweigen die lustig auf den Flößen klimpernden Mandolinen und Gitarren, denn die Posaunisten in ihren reich gestickten Waffenröcken haben jetzt der bräutlichen Adria als ersten Gruß das Nahen des Dogen von Venedig mit Trompetengeschmetter zu verkünden.

Geleitet von Antonio Balbi und Francesco Foscari dem Jüngeren, umgeben von den Nobili, den Senatoren und Staatsbeamten, schreitet der Doge unter diesen Klängen zum Bug des «Bucentoro». Das Löwenbanner wird ihm gereicht, das einst schon über Byzanz, Athen und Cypern geweht hatte; dann kniet er, dieses in der Rechten haltend, nieder, um von der heiligen Jungfrau den Segen für seine Vermählung mit Frau Adria herabzuflehen.

Danach erhebt er sich und spricht die uralte Werbung aus, Frau Adria möge sich mit ihm, Francesco Morosini, dem Dogen von Venedig, zu glücklicher Gemeinschaft verbinden, zum Segen des Meeres und zum Ruhme der venezianischen Flotte.

Leise rauschen die Wellen auf, freudig umspielen sie den Bug der langsam vor dem Wind dahinsegelnden Galeere. Nun reicht Francesco Foscari kniend den Ring mit dem blauen Diamanten dem Dogen, der ihn feierlich mit der Rechten so hoch erhebt, daß sein Blitzen auch von den im Schutze des Lido zurückgebliebenen Barken gesehen werden kann. Dann läßt er langsam die Hand sinken und spricht von der Bugspitze die Worte, die schon achtundzwanzig Dogen vor ihm verkündet haben: «Desponsamus te, mare, in signum veri perpetuigne dominii!»

Mit einer schnellen Bewegung streift er den Aermel der Dalmatica zurück und wirft den Ring weit in das Meer. Leicht spritzt das Wasser auf, der Ring dreht sich um sich selbst, dann sinkt er in Spiralen langsam hinab, noch einmal im blauen Feuer aufblitzend, bis die dunkleren Wellen des Meeres für ewig über ihm zusammenschlagen.

Venezianischer Karneval.

Am Nachmittag dieses Festes von Christi Himmelfahrt ist der «Bucentoro» im Geleit der großen Flotte von Barken, Flößen und Gondeln heimgekehrt, mit ihr die halbe Bevölkerung der Stadt, die sich bei dem herrlichen Wetter das Schauspiel auf dem Meere nicht hat entgehen lassen wollen.

So zeremoniell und würdig der Aufbruch gewesen war, so aufgelöst und eilig erfolgt die Rückkehr; besonders ist es die Jugend, die nach der langen, frommen Osterzeit es kaum erwarten kann, aus den steifen, feierlichen Röcken und Samtwamsen zu kommen, um dafür in die leichten Maskenkostüme aus Seide und Tarlatan zu schlüpfen.

Auch in der Werkstatt des Maestro Dolce an der Ecke der Merceria, dort, wo der Calle Fiubera einmündet, ist der Geselle Ricci damit beschäftigt, das Sonntagsgewand mit einem leichten Truffaldinokostüm zu vertauschen.

Fester knöpft er die Jacke zusammen, als ihm an der Tür der Scirocco vom Meer her entgegenweht; prüfend geht er an den verriegelten Fensterläden vorbei, um dann schlendernd im Gassengewirr um Santa dei Miracoli unterzutauchen.

Ihm ist es ein beruhigendes Gefühl, im Karneval, wie jede Maske, gleichgültig ob es ein Ratsherr der Bussola oder ein Fischer vom Rialto ist, geschützt zu sein; nichts darf diese beiden Karnevalswochen stören, nicht einmal der Tod des Dogen, den man dem ausgelassenen Volke geheimhalten würde. Diese Ausgelassenheit steht im Sinne der Demokratie unter dem Zeichen des großen Wir, wie es der Doge Paolo Renier haben wollte, als er den Venezianern zurief: «Heute denkt man nicht an das Ich, nur an das Wir, auf dem sich unser ganze Leben in Venedig aufbaut!»

So gibt es denn auch keine Unterschiede im venezianischen Karneval; dort steht der Prokurator mit dem Wucherer an der Fondamenta zusammen, den er vierzehn Tage später zu bestrafen haben wird; hier debattieren Soldat und Priester, verhandeln Ballettmädchen und Senator, diese unterstützt von dem Liebesmakler, der in dreieckig gefalteten Briefchen die Vorzüge seiner Dirnen anpreisen will.

Auf den hohen Kaisteinen, um die sonst die Matrosen ihre Haltetaue zu werfen pflegen, hocken diese Töchter des Vergnügens, laut die Vorübergehenden verspottend oder aufkreischend, wenn sie einer der herumstolzierenden Kavaliere in die Beine zwinkt. Auch sie, diese Freudenmädchen, tragen heute Maskenkleider, eine von ihnen das Kostüm der Colombine. Schnell ist ihre Wahl auf den vorüberschlendernden Gesellen Ricci gefallen, der, ehe er es sich versieht, das Mädchen am Arme hat: «Komm, beniamino, es ist ja Karneval!»

Unter niedrigen Bogenbrücken mit steinernen Madonnen und roten Ampeln gleiten sie weiter unter überhängenden Häusern hindurch, an den Quadermauern der Staatsgefängnisse entlang, über sich die Ponte dei Sospiri, die Seufzerbrücke, von der so mancher zu Folterqualen Verurteilte seufzend Abschied vom Leben genommen hatte.

Dann liegt wie im Spiegel, glatt und befreiend nach diesen engen Kanälen, die weite Fläche der Lagune vor ihnen; klar hebt sich vom tief violetten Firmament die Silhouette von Il Redentore ab, während von der Riva Lachen, Musik und Tanz herüberklingt, wo bereits die ersten bengalischen Feuer aufflammen. Grünlich schwellen die Schwaden auf und breiten sich in dicken Wolken aus bis hoch hinauf zu den bronzenen Pferden des Lysippos, den schönsten der Welt, die der Stadt die Berechtigung geben, sich auf diese zu beschränken und die lebenden aus dem Stadtgebiet zu verbannen.

Aus einem Palazzo des sich öffnenden Canale Grande klingt ein Ritornell, von Harfen angestimmt. «Es ist bei den Loredan», flüstert er ihr zu, «die haben heute Hochzeit!»

Weil er sie dabei so begehrlich ansieht, wehrt sie ihn ab: «Schau eine Frau nicht so an; sieh, dort hat die Desdemona gewohnt; soll ich ihr Schicksal haben?»

Lachend läßt er sie los.

Nicht weit vom Hause der Desdemona biegt die Gondel ab in einen Seitenkanal, mit breiten Stufen zum Teatro San Benedetto. Flackernde Fackeln beleuchten den Kai; aus dem Foyer schlägt ihnen Stimmengewirr entgegen und fröhliches Lachen von der breiten Freitreppe, auf der sich im bunten Gewoge die Masken grüßen und zu erkennen suchen.

Nicht minder bunt ist das Bild im Zuschauerraum, überfüllt von ausgelassenen Menschen. Konfetti und Papierschlangen schwirren durch die Luft, fallen wie bunter Schnee ins Parkett oder bauen vom Kronleuchter hinab seltsam gewobene Baldachine, die mit einem Griff schnell wieder heruntergerissen werden können.

Wenn nun auch langsam das Parkett zur Ruhe kommt, in den Logen der Rampe geht das Flüstern weiter, wo die Kavaliere in rotem oder schwarzem Domino ihren Damen Wein einschenken und sie auf diese Weise zwingen, ein wenig den Spitzenschleier der Larven zu lüften.

Eine solche Loge hat auch Ricci genommen; ihn interessieren die Vorgänge auf der Bühne wenig, schon gar nicht, was dieser alberne Liebhaber mit seiner Kreidestimme und ganz lächerlichen Bewegungen treibt, wie auch seine Gegenspielerin, eine unförmige Dame, die ihn an eine Nudelverkäuferin des Calle Fiubera erinnert. Um so gespannter lehnt sich seine Colombine über die Brüstung, eifrig bestrebt, ja keinen Vorgang auf der Bühne zu verpassen.

Aber etwas ist es, was den jungen Mann unruhig macht; er kann sich selbst nicht erklären, woher dieses Gefühl eines plötzlichen Unbehagens und zunehmender Angst kommt: vielleicht das Halbdunkel des Zuschauerraumes oder dieses fremde Mädchen neben ihm oder gar der schwarze Logenvorhang, der sich so seltsam bewegt, als ob sich dort hinter seinem Sessel eine Gestalt verborgen halte.

Noch unschlüssig, ob er nicht aufstehen und den Vorhang fortziehen soll, überfällt ihn ein neues Angstgefühl, das ihn niederzwingt und daran hindert, irgendeine Bewegung zu machen. Etwas hat ihn soeben gestreift: ein Mantel. Nicht nur das Rascheln des Stoffes ist es, das es wahrgenommen hat, auch ein Flüstern, jetzt etwas deutlicher werdend, so daß er fast den Atem des andern zu spüren vermeint: «Sie werden heute nacht mir gehorchen, Ricci, ... heute um Mitternacht ... in der Kirche San Moisè!»

Er will sich umdrehen; aber wie in einen Schraubstock gespannt, gelingt es ihm nicht; das einzige, was er versucht, ist mit dem Kopf ein Zeichen der Verneinung zu geben.

Aber der andere weicht nicht; wieder beginnt diese Stimme mit dem fremdländischen Akzent zu flüstern, nur klingt sie jetzt scharf und unerbittlich: «Sie werden kommen, Ricci, falls Sie es nicht vorziehen, die Bekanntschaft mit Li Quatri, den Unterwasserzellen oder den Bleikammern des Gefängnisses zu machen — ganz nach Wahl!» Und höhnisch setzt noch der Unheimliche hinzu: «Die Sbirren warten schon darauf, Ihre Wünsche zu erfüllen!»

Lähmend legt sich wieder diese beklemmende Angst auf ihn; vor seinen Augen tanzt die Brüstung, das Mädchen, die Logenrunde, das Parkett und die Bühne, auf der gerade Dido sich von ihrem Liebhaber losreißt, um zu fliehen.

Höchst befriedigt von diesen Bühnenvorgängen sinkt die Colombine in ihren Sessel zurück; aber ihr vergeht alle Begeisterung, als sie neben sich in das Gesicht ihres Begleiters sieht. Seine Larve ist herabgeglitten; kreidebleich starrt er sie aus weit geöffneten, verglasten Augen an; so erschreckt ist sie, daß sie entsetzt von ihrem Platze aufspringt, die Kleider zusammenrafft und eilig davonstürzt, die Treppe hinunter, gejagt von diesem verzerrten Gesicht, aus dem der Wahnsinn spricht.

San Moisè.

Wirklich wie ein Wahnsinniger irrt Ricci durch die Gassen, immer kreuz und quer, bis er auf der Mauer einer abseits gelegenen Steinbrücke niedersinkt.

Was war doch noch gestern in der Nacht vor des Dogen Meerfahrt geschehen, als der Messer grande und der junge Senator Loredan an der Werkstattür seines Maestro Dolce geklopft hatten. Er war, weil der Meister krank im Ospidale lag, aufgestanden, hatte den Herren geöffnet und jenen blauen Stein in Empfang genommen, der aus dem Besitz des Königs von Frankreich bis zum Morgengrauen als Ring gefaßt werden sollte. Dann, ja dann war er noch in der Nacht an seinen Arbeitstisch gegangen und hatte mit der Augenlupe genau wie sonst gearbeitet, dabei immer wieder diesen herrlichen Diamanten in seinem überirdischen Feuer vor sich gesehen, bis er in Bewunderung versunken der Versuchung erlegen war, ihn gegen einen blauen Saphir zu vertauschen und den Diamanten für sich in seinem Leibgurt eingenäht zu behalten.

Eilig, wie der junge Loredan den Stein gebracht hatte, war er auch am nächsten Morgen in der Werkstatt erschienen, hatte nur einen kurzen Blick in das Etui geworfen und dieses dann gleich, ohne den Tausch zu bemerken, mitgenommen.

Aber danach konnte es der Geselle nicht länger in der Werkstatt aushalten; kurz nur hatte er der Meisterin bedeutet, daß er sich das Absegeln des «Bucentoro» ansehen wolle, in Wirklichkeit, um nur auf die Piazzetta zu eilen und dort die hohen Herren an der Porta della Carta zu beobachten. Aber keiner von ihnen war auf den Gedanken gekommen, sich noch einmal genau den Unglücksstein anzusehen, zumal sie ja alle die Zuverlässigkeit ihres hochgerühmten Meisters Dolce kannten.

So war es infolge dieser Vertrauensseligkeit der Herren Senatoren geschehen, daß statt des verfluchten blauen Diamanten nun jener Saphir auf den Boden des Meeres gesunken war. Niemand aber konnte es ahnen, daß der arme, unbekannte Ricci den wirklichen Blauen Diamanten besitze, den herrlichsten Stein, der je in den Händen eines Venezianers gewesen war.

Wirklich sollte es niemand ahnen? — Einer wußte es trotzdem! Einer! Ein Fremder! Aber wie konnte es nur möglich sein, daß dieser den Tausch hatte durchschauen können. Waren nicht gestern die Läden fest verriegelt gewesen, als er den Ring geschmiedet und für den Diamanten den Saphir gefaßt hatte!

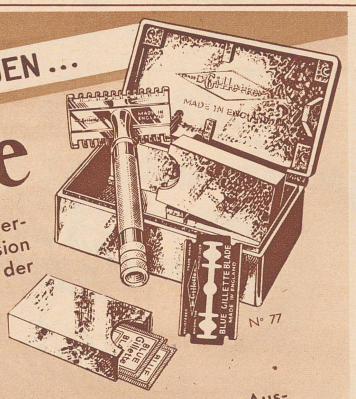
Von San Benedetto schlägt es tief und dumpf die halbe Stunde vor Mitternacht. Ihn schaudert. Wie kurz noch die Spanne! Seine Augen starren auf das mondbleiche Wasser des Canaletto; wenn er sich jetzt hinunterfallen lassen würde, dann wäre alles zu Ende, auch endlich diese jagende Angst überwunden. Zitternd fühlt seine Hand nach dem Diamanten, der wie ein Buckel ihm im Gürtel sitzt; ja, der Buckel ist da, doch mit ihm auch wieder diese schreckliche Unruhe, die ihn nirgends bleiben und an engen grauen Mauern vorbeifliehen läßt, an vergitterten Fensterlöchern vorüber, die ihn an die Luken am Ponte del sospire erinnern, an das unterirdische Gefängnis. Gefangen ganz in solchen Wahnvorstellungen

JEDERZEIT ZUFRIEDEN ...

Gillette

Alle Gillette Rasierapparate werden mit der gleichen Präzision hergestellt und unterliegen der selben strengen Kontrolle.

Welches Modell Sie auch wählen, ein Gillette Rasierapparat wird Sie immer restlos zufriedenstellen.



Zwei besonders beliebte Ausführungen:

Modell N° 77 - Bakelit-Etui, enthaltend einen Gillette Rasierapparat, 3 Blaue Gillette Klingen und zwei Klingenbehälter Fr. 4.-

Modell N° 88 - Samtgefüttertes Nickel-Etui mit einem Gillette Rasierapparat, 3 Blauen Gillette Klingen in Spezial-Klingenbehälter Fr. 8.-

Andere Gillette Modelle von Fr. 3.50 an.

IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN ERHÄLTLICH

Zum guten Rasieren gehört der Gillette Apparat

RASIERAPPARATE-HANDELS A. G., BAHNHOFSTR. 39, ZURICH

FUSSSCHMERZEN

Heute abend noch baden Sie Ihre geschwollenen, entzündeten und an Hühneraugen leidenden Füsse in heissem, saltratiertem Wasser. Das heilsame, durch Saltrates Rodell freigewordene Oxygen dringt in die Haut, mildert die Schmerzen, setzt Geschwulst herab und lockert die Hühneraugen dermassen auf, dass Sie dieselben mit Ihren Fingern, vollständig und mühelos herausnehmen können. Wirksamkeit garantiert durch jahrelangen Erfolg. Saltrates Rodell, in allen Apotheken und Drogerien. Geringer Kaufpreis.

GRATIS. — Um die schmerzabschaffende Wirksamkeit eines saltratierten Fussbades zu beweisen, senden wir Ihnen gratis genügende Saltrates Rodell für ein Fussbad. Senden Sie einfach Ihren Namen und Adresse an: MM. Uhlmann-Eyraud A. G. (Abt. 37 - B) Bd. de la Cluse, 26, Genf. Dieses Angebot ist nur 5 Tage lang gültig; deshalb schreiben Sie heute noch. Senden Sie kein Geld.

Monique Saint-Hélier

Morsches Holz

Roman

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von R. J. Humm. Umfang 416 Seiten, Ganzleinen Fr. 8.50

Mit der Dichterin Monique Saint-Hélier erhält die welsche Schweiz nach Ramuz zum zweitenmal eine repräsentative Figur, die sich in den Kreis des europäischen Interesses stellt. Das Eigenartige an dem Buch ist die Kraft, mit der Menschen, Tiere, Pflanzen, Landschaften in jeder Einzelheit vor uns lebendig werden. Die Schilderung des jurassischen Winters wird dem Leser so unvergeßlich bleiben, wie die Darstellung der Gemächer im Lichte des Kamins und der Petrollampe. Dieser Roman wurde von der Schweizerischen Schillerstiftung mit einem Preis ausgezeichnet.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Morgarten-Verlag A.-G. Zürich

Beide haben etwas für ihre Figur getan!

Manch schönes Gesicht kommt deshalb nicht zur Geltung, weil der Körperwuchs zu wünschen übrig läßt. Es ist erfreulich, daß auf dem Gebiet der Hormonforschung eine Entdeckung gemacht worden ist, welche die Verbesserung der Brustform ohne Operation ermöglicht. Es handelt A-H-Hormon -Perlen. Sie werden in vier verschiedenen Formeln hergestellt. Sie können sich das A-H-Hormon-Präparat von Ihrem Arzt durch Injektionen verabreichen lassen, oder das Hormon (bei gleicher Wirksamkeit) in Form von komprimierten A-H-Perlen einnehmen. Überzeugen Sie sich zunächst durch einen Versuch. Gegen Einsendung von 80 Cts. in Briefmarken erhalten Sie von uns eine Probe A-H-Hormon in Perlenform. Der Versuch ist für Sie selbstverständlich unverbindlich. Unverlangte Nachnahmen werden von uns nicht versandt.

Bezugsschein. An den „A-H-Hormon"-Versand, Poststraße 6, Zürich 1 (2) — Senden Sie mir eine Probe A-H-Hormon in Perlenform und Literatur. Ferner Erfolgsfotos. 80 Cts. in Briefmarken füge ich bei

achtet er gar nicht auf das, was am Wege ist, stolpert über Steinplatten, bis ihm ein lachendes Eh! Eh! entgegenklingt; es sind Kartenspieler, die am Boden hocken und lachend dem nächtlichen Einsamen nachsehen.

Immer wieder sucht der Karneval erneut den Gejagten an sich zu locken; es sind liebesgirrende Mandolinen aus den Schenken, die betörend aufklimpern, aber er hört sie kaum, nicht einmal den kalten, blanken Klang sich kreuzender Degen, die gemessene Warnung, daß die Liebe in der Lagunenstadt nicht immer auf schwelgerischen Rosenkissen zu enden pflegt.

Ricci stolpert weiter durch die leeren Gassen; ein Hausdurchgang öffnet sich schwarz wie ein gähnender, schwarzer Rachen vor ihm. Eine Laterne baumelt schwankend über dem Torbogen; ihr Licht fällt gerade auf eine Inschrift zur Erinnerung an den großen Dichter dieser Stadt: «Calamitosus ist animus futuri anxius!» — «Unglücklich ist der Mensch, den die Zukunft ängstigt!»

In dem Augenblick, als er auf den Gang heraustreten will, gleitet gerade eine Gondel mit weiß-roter Laterne vorbei; es ist die Wache, mit Pistolen und Hellebarden bewaffnet, um die nächtliche Ronde abzufahren.

Unwillkürlich lehnt er sich weit zurück, dicht an die Mauer, daß er ihren feuchten, dumpfen Geruch ganz dicht an sich spürt. — Sucht man ihn, ist er schon als der Dieb des blauen Steines den Sbirren bekannt?

Wie verräterisch doch die Schritte in der Nacht auf dem blanken Marmor hallen, auch auf diesen Stufen vor der gespenstisch auftauchenden Barockfassade von San Moisè!

Schwerer Duft von Weihrauch schlägt ihm aus dem Kirchenschiff entgegen, als er den dicken Türvorhang hebt. Steinerne Dunkelheit umfängt ihn wohltuend nach dem grellen Licht auf den Gassen; aber unheimlich ist doch dieses Flackern der Kerzen am Hochaltar, deren Widerschein auf den mit Edelsteinen besetzten Augenhöhlen und Fußnägeln der Heiligen in ihren Glassärgen spielt. Unwillkürlich faßt Ricci an den Gurt; sein Stein ist noch da.

Wie ihn jetzt diese Knochenköpfe mit den wächsernen Zähnen angrinsen, als wollten sie sich über sein Elend freuen, ja ihn verhöhnen. Wieder schrickt er zusammen: drüben an der Kanzel hat sich etwas bewegt, — nein, es ist nur der Schatten der im Wind bewegten Kerzen, hinweghuschend über die Gestalt des steinernen Apostels.

Erschöpft läßt er sich auf der Betbank eines Beichtstuhles nieder. Knarrend und krachend stöhnt das alte Holz auf. Wenn jetzt jemand aus dem Dunkeln ihn packen würde, er wäre wehrlos, dann gäbe es auch keine Rettung, denn niemand würde seine Schreie um Hilfe hören, nicht einmal ein Gondoliere draußen auf dem Kanal. Ungehört würde sein Ruf verhallen, wenn ihn dieser unheimliche Fremde packen und morden würde.

Wie widerlich bittersüß sich dieser kalte Weihrauch auf die Lippen legt!

Doch da, dort drüben an der Kanzel, hat sich nicht soeben dort drüben wirklich etwas bewegt?

Rasselnd holt droben die Turmuhr zum Schlage aus, um dröhnend die Mitternachtsstunde zu verkünden.

Wie von Geisterhand aus der Tiefe hervorgezogen, steht plötzlich eine dunkle Gestalt im Kirchenschiff: ein Mann mit schwarzer Larve und Domino. Mit gemessenen Schritten, als ob er seines Opfers sicher wäre, tritt er auf den Wartenden zu.

«Wenig ist es, was zu sagen bleibt!» beginnt der Fremde, «ich muß den Blauen Diamanten haben! Für dich ist er wertlos, unverkäuflich! Dennoch will ich für ihn geben, was ich besitze!»

Ein Geräusch von der Tür schreckt beide auf. Mit einer schnellen Bewegung schlüpft der Fremde in den Beichtstuhl und wirft ebenso rasch hinter sich den Vorhang zu.

Es ist die erste Andächtige, die San Moisè betritt, um ihr Morgengebet zu verrichten. Auch Ricci, der auf der Betbank am Beichtstuhl niedergesunken ist, tut so, nach einem Griff in den Gürtel, als ob er die Hände falten wolle, dabei gleitet die Rechte des falschen Beichtvaters unter dem Vorhang hervor, um den Stein in Empfang zu nehmen.

Ricci spürt, wie ihm der andere einen Beutel mit Münzen zuschiebt; er packt den Sack mit fiebrigen Händen, stolpert durch das Kirchenschiff über Grabplatten hinweg, tastend durch die Dunkelheit, den Ausgang zu suchen. Dabei greift seine Hand in das weiche, laue Naß, in das Becken voll heiligen Wassers. Endlich packt er den Zipfel des ledernen Türvorhanges, den er mit letzter Kraft zurückreißt.

Luft! — Licht! — Morgen!

Langsam nur kann er in der Helle die Augen öffnen: lachend liegt der kleine Kanal vor ihm, die zierlichen Gärten und eine zwischen ihnen dahingleitende Barke mit Gemüsen und Früchten für die Erberia. Der Tag beginnt, das Leben mit ihm, — Venedig erwacht!

Tief holt er Atem. Das ist nicht mehr der schwüle Scirocco vom Tage zuvor, es ist ein leichter Wind vom Meer, der frisch ihm entgegenweht.

(Fortsetzung Seite 442)

Das Sonderheft

das unsere 3 Spezialnummern über Landesverteidigung enthielt, war **wenige Stunden nach Erscheinen schon vergriffen.** Da es uns praktisch nicht möglich war, die Nummer «Militärische Landesverteidigung» nachzudrucken, konnten wir in die **zweite Ausgabe** des Sonderheftes nur noch die Nummern über die wirtschaftliche und die geistige Landesverteidigung aufnehmen und haben deshalb den Preis des farbigen Sonderheftes von Fr. 1.20

auf 80 Rp. ermäßigt.

Jetzt wieder lieferbar durch alle Kioske und Buchhandlungen oder direkt durch den Verlag der ZI, Conzett & Huber, Zürich, Morgartenstr.

L'album qui contenait nos trois numéros spéciaux, consacrés à la Défense nationale, était épuisé quelques heures déjà après sa parution. Comme il nous est impossible de réimprimer le numéro «Défense nationale militaire», la deuxième édition de l'album ne contient que les numéros spéciaux sur la «Défense nationale économique et intellectuelle», et le prix de vente a été baissé en conséquence de fr. 1.20 à **80 centimes.** *L'album peut de nouveau être obtenu chez tous les libraires et kiosques ou directement à l'administration de ZI, Conzett & Huber, Zurich, Morgartenstraße.*

ENTHÜLLTE SCHÖNHEIT

Zeigen Sie der Welt die Schönheit die Ihnen die Natur verliehen hat. Die ersten Anzeichen von Erschlaffung oder Müdigkeit schwinden bei Anwendung der Velva Creme Maske von Elizabeth Arden. Dieses Präparat sollte regelmässig dreimal wöchentlich benutzt werden, nachdem das Gesicht erst mit Ardena Reinigungscreme und Ardena Hautstärkungsmittel gereinigt worden ist. Velva Creme Maske, Tiegel enthaltend 30 Heimbehandlungen, Fr. 21.-. Kleinere Packung, Frs. 14.50.

Elizabeth Arden

25 Old Bond Street, London, W.1 — 30 Bahnhofstrasse, IV. Etage, Zürich

Elizabeth Arden Präparate werden ausserdem in allen eleganten Geschäften der Schweiz verkauft.

Jan Hees.

Wenn jener unheimliche Fremde in Venedig dem jungen Ricci erklärt hatte, daß er dem Blauen Diamanten seit Jahren nachgereist sei, so stimmte das. Besessen von dem Gedanken, diesen Stein in seinen Besitz bringen zu müssen, war er unter Beihilfe eines Neffen Taverniers von Flandern nach Paris gereist, bis er schließlich durch einen Zufall auf die richtige Spur nach Venedig gekommen war.

Auch seine Behauptung, alles, was er besitze, mit jenem Beutel Zechinen hergegeben zu haben, hatte seine Richtigkeit, denn der in Antwerpen zu kleinem Wohlstand gekommene Diamantenschleifer Jan Hees war durch Herumirren und Suchen nach dem blauen Stein arm geworden, so daß die Preisgabe des letzten Restes seines kleinen Vermögens für ihn völlige Mittellosigkeit bedeuten mußte.

Wie viele Flamen, die sich nach einem arbeitsreichen Leben von dem lauten, kostspieligen Leben in Antwerpen trennen wollen, um in Ruhe ihre alten Tage zu verbringen, war Jan Hees in das stille Brügge übergesiedelt, in diese seltsame, tote Stadt, von der sich selbst das Meer zurückgezogen hatte, um das nun vom Verkehr abgeschnürte Brügge langsam versanden zu lassen.

Was dieses Brügge unheimlich macht, sind die langen, toten Grachten, diese wie mit Tinte gefüllten Kanäle, in deren bleichem Wasser sich schwermütig rauschende Pappeln gleich warnenden Fingern spiegeln. Selten nur öffnet eine Mummel ihre weiße Totenblüte, um sie beim Anblick so müder Traurigkeit schnell wieder zu schließen.

Das ist die Umwelt des Jan Hees, die alte Stätte flandrischer Frömmigkeit und spanischer Katholizität. Als solche empfindet er sie aber gar nicht, ja ihm kommt nicht einmal der Wechsel von jauchzender Lebensfreude, vom bunten, lachenden Karneval im südlichen Venedig zu dieser schwarzen, toten Stadt zum Bewußtsein. Seine Gedanken sind allein auf nur Eines gerichtet, nur auf diesen Blauen Diamanten des Tavernier, den er nun besitzt und aus Angst, daß er ihm nach so viel ausgestandenen Mühen genommen werden könnte, auf der Brust in einem Lederbeutel verwahrt trägt.

Des Nachts, wenn der Wind in den alten Schornsteinen heult, niemand mehr auf der Gasse ist, wenn Türen und Fenster seiner kleinen Wohnung am Quai des Marais fest verriegelt sind, dann holt er den kostbaren Adamas hervor, um stundenlang sich in seinen Anblick zu versenken und grübelnd mit sich zu beratschlagen, wie man den Schliff dieses Steines noch verfeinern und seinen Glanz weiter steigern könne. Nach solchen nächtlichen Ueberlegungen geht er dann an das Sandsteinrad, das er aus seiner Antwerpener Werkstatt mitgebracht hat, um dem Oktoeder mit Diamantenstaub in freier Arbeit aus der Hand den letzten Meisterschliff zu geben.

Je länger er sich mit dem Stein beschäftigt, um so schrecklicher wird es ihm, das Haus zu verlassen; muß er es aber einmal doch, so steckt er den geschliffenen Dolch in die Tasche, um bei einem Ueberfall seinen Stein verteidigen zu können. In seinem Argwohn wittert er hinter jedem Fenster, hinter den weißen Mullvorhängen, die wie Beghinen-Hauben aussehen, versteckte Gesichter, Beobachter, Spione, Diebe und Mörder; ja er vermeidet es darum, am «Lion de Flandre» vorbeizugehen, weil dieser so viele vorspringende Erker hat und hier sich ein Feind wie hinter den Madonnensäulen von St. Afra verstecken könnte.

Kaum schlägt er noch das Kreuz vor diesen Heiligenbildern, denn nicht mehr betet er die Madonna an, allein nur noch diesen Diamanten, dem sein ganzes Denken und Handeln gilt, für den er das Glockengeläut von Onze-Vrou und die Litanei vor dem Altar in Anspruch nimmt. Manchesmal tritt er in diese Kirche ein, um sich im Gestühl auszuruhen. Hier fühlt er sich geborgen in diesem düsteren Kirchenschiff mit den alten Grabmälern, deren Schrift schon so verblaßt ist, als wolle hier der Tod den Tod selbst auslöschen.

Ganz selten verläßt er nur noch das Haus. Er merkt nicht, daß sein Körper abmagert, weil er nichts ißt. Hunger und Furcht, nämlich dauernd verfolgt zu werden, bringen ihn langsam zum Wahnsinn. Obgleich er keinen Gulden mehr besitzt, will er sich auf keinen Fall von dem Diamanten trennen. In den Nächten erscheint ihm das Phantom, man wolle gewaltsam den Stein ihm rauben; dann schreit er aus dem Halbschlaf auf, daß es die Nachbarn trotz der dicken Mauern hören können.

Auf eine Umfrage des Armenpflegers erklären sich die Beghinen an der Porte Bouverie bereit, den nur noch wie ein Tier lebenden Jan Hees bei sich zur Pflege aufzunehmen.

Feierlicher Frieden umfängt den Halbverhungerten in der Bheguinage; hier, fern aller Welt, sorgen «die Bräute Jesu» für ihn. In schwarzen Röcken, gleich wandelnden Glocken, die Köpfe mit gestärkten, weitabstehenden Haubenbändern umwickelt, schlürfen sie über die Fliesen der weißgetünchten Kreuzgänge, in denen es immer nach feuchtem Leinen und wächsernen Paramenten riecht; wenn sie ihre Freizeit haben, wandeln sie über die mit Platten belegten Gartenwege, sauber mit Buchs eingefaßt, beschattet von uralten Ulmen. Unter ihnen arbeiten sie auf Klöppelkissen und Stickrahmen, die seit Jahrhunderten von Hand zu Hand wandern, um die Geschichte der elftausend Jungfrauen in Spitze und Webstich zu verherrlichen.

Mitten zwischen ihnen hockt, oft vor sich hinbrütend, der alte Jan Hees, ruhiger geworden, da man sich hier um ihn und seinen Schatz wenig kümmert. Manches Mal lächelt er freundlich vor sich hin, besonders dann, wenn er den ledernen Beutel mit dem Stein durch die Finger gleiten lassen kann.

(Fortsetzung folgt)

Die sonderbaren Reisen des Herrn van M.

VON WERNER JÖRG LÜDDECKE

Unserem Klubkameraden Jan Blaam, dem Sohn eines reichen Großindustriellen, hatten wir die Einladung zu dem musikalischen Abend im Hause van Deveren zu verdanken. Auch jener Abend, von dem hier die Rede ist, war glanzvoll und pompös, — sowohl was die auserlesenen Speisen und Getränke anbetraf, als auch in bezug auf Rang und Namen der Gäste. Nicht zu vergessen die ausgezeichneten musikalischen Darbietungen.

Gegen Ende des offiziellen Teils traf ich mit meinem Freunde Johann und mit Jan Blaam im Rauchsalon zusammen. Wir ließen uns in einer stillen Ecke nieder, — und noch ein vierter Herr setzte sich zu uns. Er stellte sich mit einer knappen Verbeugung vor. «Erlauben Sie, mein Name ist van M. . . .» sagte er. Er mochte etwas über vierzig Jahre alt sein, obwohl seine Schläfenhaare schon leicht ergraut waren. Er hatte einen wundervollen schmalen Kopf und stille, ausdrucksvolle Augen. Van M. . . .? Irgendwie kam mir der Name einen Augenblick bekannt vor. Aber vielleicht irrte ich mich auch. Ich war erst kurze Zeit im Lande und kannte kaum einen Menschen. Aber auch Blaam schien der Name nichts zu sagen. Ich schloß das aus seiner kühlen Verbeugung und seinem gleichgültigen Gesicht. Wir vier also saßen in den bequemen Ledersesseln des Salons und rauchten eine Weile schweigend dicke Wolken gegen die Decke. Dann sagte jener vierte, uns bisher unbekannte Herr: «Man bekommt diese Zigarren in Brasilien zum halben Preis und — ich glaube noch um einiges besser.»

Blaam griff das Wort Brasilien auf. «Sie kennen Südamerika — und Brasilien?» fragte er. Der andere nickte. «Ein wenig. Ich war einige Wochen in Rio und später in Sao Paulo.»

«Rio de Janeiro —», nickt Blaam. «Ja, ja, das kenn ich. Tolle Stadt, wie? Mal oben auf dem Zuckerhut gewesen? Blendende Aussicht das, was?»

Herr van M. schüttelt den Kopf. «Nein, auf dem Zuckerhut bin ich leider nicht gewesen. Ich hatte sehr viel Arbeit in Rio — und nicht viel Geld.»

Blaam schüttelt pikiert den Kopf. «Na, wissen Sie — in Rio gewesen und nicht auf dem Zuckerhut?! Ich weiß nicht — das ist doch schließlich die Hauptsache. Das ist ja beinahe so, als ob jemand Paris besucht und sich nicht die Mona Lisa ansieht!»

Herr van M. lächelt. «Ja, sehen Sie — so ein Mann bin ich.» Der junge Blaam prallt mit gespieltem Entsetzen zurück. «Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst? Sagen Sie mal, was haben Sie sich denn in Paris angesehen? Waren Sie wenigstens mal in den Schlössern? Im Café du Dome — im Bois de Boulogne, im Quartier latin — oder —.»

Van M. schüttelt lächelnd den Kopf. «Nichts von alledem! Ich war in meinem Leben zweimal in Paris. Das erste Mal wollte ich einen Freund überraschen, — aber ich traf ihn nicht an. Dafür fand ich in einer engen Gasse ein ganz kleines Hotel, — mit blinden Fenstern, schiefen Treppen und einem verstaubten Billard. Und darin seltsame Menschen, wie man sie auf der Straße niemals zu Gesicht bekommt. Die hatten hier eine ferne, eigene Welt. Ein Wirt war da, der sprach Kisuaheli und trug quer über das Gesicht eine riesige Säbelnarbe. Und ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren, das unsagbar schön war und es nicht einmal wußte. Es war verlobt mit einem Blinden, der sich hier als Musiker am Abend ein paar Centimes verdiente. Reiche und schöne und gesunde Männer hätte dieses Mädchen haben können. Aber es war niemand da, der ihr das sagte. Auch ich nicht — —.» Herr van M. hat die Augen zur Decke gehoben und lauscht seinen Worten nach. «Nein — auch ich nicht. Denn sie war so um vieles glücklicher! Als ich dann später das zweite Mal in Paris weilte, geschah gerade jenes furchtbare Straßenbahnunglück in der Rue de Ginette, an das Sie sich sicher alle erinnern werden. Unter den Verunglückten befand sich auch ein Kind, ein armer Bub von sieben Jahren, der keine Eltern mehr hatte. Den habe ich Tag für Tag besucht — bis ich abreisen mußte. Ich habe Marmeln mit ihm gespielt, habe ihm Bilder ausgeschnitten und Märchen erzählt. Und darüber habe ich die Mona Lisa vergessen.» Der junge Blaam lachte spöttisch auf. «Mon Dieu — wie romantisch!» Ich glaube, ich habe ihn in diesem Augenblick gehaßt wie selten einen Menschen. Aber Herr M. — scheint es — hat dieses häßliche Lachen gar nicht gehört. Er hat sich ein wenig vornüber gebeugt, und es ist, als spräche er jetzt zu sich selbst.

«Ich habe die Sonne und den Wind an vielen Orten der Welt getroffen —», sagt er leise, «und nie ist es dieselbe Sonne und derselbe Wind gewesen. Und die gleichen Dinge an verschiedenen Orten der Welt erlebt, können still und laut, können grell und matt sein. Vor zwei Jahren war ich in Afrika —.»

«Ha — Afrika!» ruft der junge Blaam begeistert. «Ein tolles, aufregendes Land! Kairo — die Pyramiden, dann der Sudan! Ich habe Löwen dort gejagt. Phantastisch, sage ich Ihnen!»

Van M. schüttelt wieder bedauernd den Kopf. «Kairo — die Pyramiden — Löwenjagden — davon weiß ich nichts. Ich war Kontraktor in den Mienen von Kimberley. Wir hatten schwere Arbeit —, und wenn unser Tag um war, gingen wir zu Hallys Trinkstuben und vertranken und verspielten unser Geld. Manchmal spielte einer falsch, dann gab es Streit und Blutvergießen. Manchmal auch begann einer von uns zu weinen und sein Leben zu verfluchen — und Afrika und alles Gold und alle Diamanten der Welt. Dann lachten und johlten wir anderen, und jeder wußte doch, daß es ihn auch einmal packen würde. Als ich an der Reihe war, machte ich Schluß mit Afrika und fuhr nach Europa zurück. Nach Genua — und Venedig. Sie kennen Venedig?»

«Selbstverständlich», entrüstet sich Blaam. «Ich bin dort wie zu Hause! Jeden Fußbreit Boden und Wasser um die alten Paläste kenne ich.»

«Ich leider nicht», sagt van M. Ich kenne nur die alten Gassen im Hafen, die Ufermauern und ein paar ewig dämmrige Höfe. Und einen alten Gemüsehändler kenne ich noch. Der spricht fast ein Dutzend Sprachen und hat einen Papagei, der über hundert Jahre alt ist. Und den Mond habe ich dort einmal in der Lagune ertrinken sehen. Ein anderer Mond ist es, als bei uns. Er ist rot wie neuer Wein und voll wie eine reife Frucht. Ja — ein seltsamer Mond war das — —.»

Van M. reißt sich gewaltsam aus seinen Träumen. «Ja — und dann, meine Herren», fährt er jetzt lauter fort, «dann war ich noch auf Sumatra, als Sinkeh für eine Gummigesellschaft, — in Kanada war ich stellungsloser Gelegenheitsarbeiter, Flößer in den Saimaseen und Schreibmaschinenvertreter in den gesegneten USA. Aber wenn Sie glauben, ich hätte irgendwo in der Welt ein Museum, ein Baudenkmal oder eine historische, berühmte Stätte aufgesucht, dann muß ich Sie leider enttäuschen. Mir sind nun mal die Touristenwege zu breit und zu laut!»

Blaam, der reiche Sohn des Großindustriellen, der auch manches Stückchen unserer Erde gesehen hat, zuckt die Achseln. «Gewiß — an sich sehr schön und romantisch. Aber ich muß schon sagen, daß ich es für wertvoller halte, wenn man sich etwas mehr mit den — sagen wir mal bemerkenswerten Dingen der anderen Länder beschäftigt. Mit der Kultur, mit den Großen der betreffenden Nation, — ich denke da vor allem an Maler, Bildhauer, Architekten und nicht zuletzt auch Schriftsteller! Das sind doch schließlich Dinge, die nicht nur interessant, sondern auch notwendig sind! Man ist doch letzten Endes bestrebt, seine Allgemeinbildung — nach Möglichkeit zu erweitern. Na, und ganz abgesehen davon — irgendeinen Zweck muß das Reisen doch haben! Und bei Ihnen, Herr van M., Sie müssen schon verzeihen —, aber bei Ihnen sehe ich wirklich keinen Sinn — —.»

Van M. lächelt. «Es hat schon einen Sinn, Herr Blaam. Ich bin Schriftsteller.»

Jan Blaam verzieht häßlich sein Gesicht. «So, Schriftsteller? Nicht schlecht. Sie schreiben so ein bißchen für Zeitungen, wie? Na — ich will mir Ihren Namen mal merken. Vielleicht, wenn ich mal zufällig was von Ihnen lesen sollte — ich habe ganz gute Beziehungen zur Presse . . . Uebrigens — sagen Sie mal, kann man denn davon leben? Ich meine, bringt denn Ihre — äh — Schriftstellerei etwas ein?»

Der Schriftsteller van M. lächelt ein ganz klein wenig. «Zuweilen, Herr Blaam. Vor drei Monaten brachte sie mir den großen Staatspreis unseres Landes.»